

KATE RACCULIA
Schneekugeln am Strand

Buch

Mona Jones führt mit ihrer Tochter Oneida ein beschauliches Leben in einer Kleinstadt, bis sich eines Tages ein merkwürdiger Fremder in ihre Pension einmietet. Er scheint in tiefer Trauer gefangen und schließt sich tagelang in seinem Zimmer ein. Behutsam verschafft sich Mona Zugang zu Arthur und spürt plötzlich, dass er ihr Herz auf eine Art und Weise rührt, die sie verloren zu haben glaubte.

Aber dann droht eine alte, nie abgeschickte Postkarte, adressiert an Mona Jones in Ruby Falls, ein sorgsam gehütetes Geheimnis ans Tageslicht zu bringen, das Mona unbedingt vergessen wollte ...

Autorin

Kate Racculia ist in Syracuse, New York, aufgewachsen. Sie studierte Illustration und Design an der Universität von Buffalo, beschäftigte sich mit Jane Austen und Kanada. Nach einem Jahr als Buchhändlerin in Philadelphia zog sie nach Boston und absolvierte die Magisterprüfung am Emerson College. *Schneekugeln am Strand* ist ihr erster Roman.

Kate Racculia

Schneekugeln
am Strand

Roman

Deutsch von Elfriede Peschel

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2010
unter dem Titel »This Must Be the Place«
bei Henry Holt and Company, LLC, New York.

Dieses Buch ist 2011 unter dem Titel »Bilder von dir«
im Limes Verlag erschienen.



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967
Das FSC[®]-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

1. Auflage

Taschenbuchausgabe August 2013 bei Blanvalet Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2010 by Kate Racculia

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011 by Limes Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign, München

Umschlagillustration: © Illustration Johannes Wiebel | punchdesign,

unter Verwendung von Motiven von Shutterstock.com

Redaktion: Alexandra Baisch

AVe · Herstellung: sam

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38068-8

www.blanvalet.de

Für Mom und Dad

Inhalt

Sechzehn Jahre davor	9
--------------------------------	---

Teil I

1 Nichts wie weg	17
2 Freaks und Seelenverwandte	36
3 Letzter Wille und Testament	54
4 Abendessen im Darby-Jones	70
5 In Träumen	95
6 Das Normale ist relativ	117

Teil II

7 Mona hätte es wissen müssen	143
8 Wie Eugene stürzte	170
9 Frischfleisch	196
10 Was würde X tun?	219
11 Echte Jungs und Freundinnen	234
12 Brüste	255
13 Vermisste Personen auf Urlaub	270
14 Hochzeit und Liebe	285
15 Ramsch	307

16	Vergangenheit und Gegenwart	320
17	Ohne Titel (Satellit)	335
18	Ich bin froh, nicht dort zu sein	353
19	Enthüllungen	376

Teil III

20	Oneida unter Wasser	399
21	Arthurs Unfall	413
22	Flasche, zerbrochen	429
23	Wach auf und werd erwachsen	439
24	Vertrauen	458
25	Lasst den Kraken frei	479

Acht Jahre danach	503
-----------------------------	-----

Sechzehn Jahre davor

Amy sah sich die Postkarte an: die Szene einer Strandpromenade. Menschenmassen im Sonnenschein. Glitzernd blauer Ozean zur Rechten, fröhliche Markisen vor den Geschäften. Sie schnupperte. Der Mann neben ihr im Bus stank nach Thunfisch und Zigarettenrauch.

So muss es sich anfühlen, wenn man stirbt, überlegte sie.

Alles an ihr war wund, wund und zu erschöpft, um noch Angst zu haben. Genau so, vermutete sie, musste es sich anfühlen, wenn man starb: Man gab alles auf, was vorher war, trennte es einfach ab. Riss es heraus. Sie war nicht religiös. Ihre Eltern waren gestorben, ehe sie noch Gelegenheit hatten, bedeutende Weisheiten über das Wesen unsterblicher Seelen weiterzugeben, und ihr Großvater sagte ihr gleich, als sie zu ihm zog, er sei allergisch auf die Kirche. Aber sie hatte die Vermutung, dass es da noch etwas jenseits ihres Wissens gab. Wahrscheinlich eine Art Übergangsphase, in der man Gelegenheit hatte, sich vom alten Selbst und vom alten Leben zu verabschieden, und das hier war ihres, in diesem Greyhoundbus, wo sie ihre in Sandalen steckenden Füße auf ihrem Rucksack abgelegt hatte und nichts weiter als eine Postkarte in Händen hielt, um darauf ihr Ableben kenntlich zu machen. Nicht, dass sie je vorgehabt hätte, sie abzuschicken. Niemals war das ihre Absicht gewesen, nicht einmal, als sie die Karte kaufte.

Sie hatte auf Mona gewartet, bis deren Schicht in der Pizzeria zu Ende war – und mit *Ende der Schicht* meinte Amy, dass *Mona sich von der Knutscherei mit ihrem Freund löste* – und die Zeit in einem der Ramschläden an der Promenade totgeschlagen. Die Promenade war voller Ramsch – *überall* nichts als Scheiße. Schlüsselanhänger und T-Shirts und Schneekugeln (wie armselig war das denn, Schneekugeln am Strand?) und blöde kleine Skulpturen aus Muscheln. Wenn einer kleine Objekte zu schätzen wusste, dann Amy, aber das hier war einfach zu viel. Sie musste dabei an die vielen Menschen denken, die es tatsächlich auf der Welt gab, und wann immer sie darüber nachdachte, schnürte es ihr die Luft ab, und sie fühlte sich wahnsinnig einsam, was bei genauer Betrachtung ein klassischer Fall von Ironie war: dass die Wahrnehmung, ein Mensch unter Milliarden von Menschen zu sein, Amy Henderson das Gefühl gab, nur noch einsam zu sein.

Sie kaufte die Postkarte, weil der Typ hinter dem Tresen sie komisch ansah und sie ihm beweisen wollte, nicht einfach nur rumzuhängen, auch wenn sie das tat, wo sie doch verflixt noch mal eine Erwachsene war. Sie hatte Geld.

Sie strich die Karte über ihrem Oberschenkel glatt: OCEAN CITY VERMISST DICH! stand in hellroten Lettern über den Himmel geschrieben. Wohl kaum. Sie kaute auf ihrem Stift herum, drehte die Karte um und schrieb auf die leere Seite: *Es tut mir leid, Mona.*

Etwas anderes fiel ihr nicht ein, also füllte sie die für die Adresse vorgesehenen Zeilen aus. Sie würde sie dennoch nicht abschicken, aber es tat gut, die Fakten festzuhalten: *Desdemona Jones, Darby-Jones House, Ruby Falls, New York.*

Vielleicht sollte sie ihrer Entschuldigung ein wenig mehr Nachdruck verleihen. *Ich hätte es dir sagen sollen*, schrieb sie. Was war es, was sie Mona sagen wollte? Was konnte man auf eine Postkarte schreiben – wohl wissend, dass irgendein neu-

gieriger Postbeamter sie vermutlich las, und man ohnehin kaum genug Platz hatte, um irgendetwas Wichtiges zu sagen?

Du kanntest mich besser als alle – ich denke, du kanntest mich besser als ich mich selbst.

Das würde Mona glücklich machen. Mehr als alles in der Welt wünschte Mona sich, jemandes beste Freundin zu sein. Es war ein wenig armselig, machte Amy aber dann manchmal doch sehr viel glücklicher, als sie sich das eingestehen wollte.

Mona würde sich Sorgen machen, also schrieb sie daneben: *Keine Sorge. Ich schwöre dir, ich bin tot glücklicher*, was ein bisschen gemein war, weil es Mona mit der Frage zurückließ, ob Amy sich von einer Klippe gestürzt oder auf Bahngleise geworfen oder eine ganze Packung Tabletten geschluckt hatte und dann eingeschlafen war. Aber Mona sollte es besser wissen. Wenn Amy nichts dergleichen getan hatte, solange sie noch in Ruby Falls festsäßen, dann würde sie es *todsicher* nicht tun, nachdem sie dem endlich entkommen war.

Es wurde langsam spät, und Amys Müdigkeit reichte dann doch nicht aus, um nicht zu merken, wie hungrig sie war. Bei der letzten Busstation hatte sie sich ein paar Tüten Salzbrezeln gekauft, die sie jetzt fröhlich knusperte, wobei ihre Lippen vom Salz runzelig wurden. Jetzt kam ihr wieder in den Sinn, wohin sie unterwegs war, und das führte natürlich auch zu der Erinnerung, wo sie gerade herkam, und sie dachte an Mona, die bestimmt eine Heidenangst bekommen hatte, als sie entdeckte, dass sie einfach – *weg war*.

Warum sie es getan hatte, wusste sie selbst nicht. Sie war zeitig aufgewacht und wusste, heute war der Tag (oder besser gestern war der Tag; sie saß inzwischen bestimmt schon an die vierundzwanzig Stunden in diesem Bus), und wenn man etwas mit derartiger Gewissheit wusste, dann nützte es nichts, so zu tun als wüsste man es nicht, genauso, wie es nichts brachte zu warten. Welcher Tag war überhaupt, der Achtzehnte? Sie

schraubte ihren Füllfederhalter auf und schrieb 18. August 1993 an den oberen Rand der Postkarte, wo die Briefmarke hingehörte. Magen, Knie und Hintern taten ihr weh, und sie war dankbar für ihren Fensterplatz, obwohl es dunkel war und es nicht viel zu sehen gab. Sie presste ihre Stirn an die kühle Scheibe.

Sie überlegte, dass sie sich inzwischen vermutlich in Indiana oder auch in Kansas befand. Hollywood rückte immer näher. Ihre Zukunft rückte näher. Die Welt zog flimmernd vorbei und spulte sich ab wie die Rolle eines noch nicht entwickelten Films.

Die Dunkelheit des Busses mit seiner Enge und seiner Wärme erinnerte sie daran, wie sie mit ihrem Vater im Dunkel eines Kinos an der Promenade gegessen hatte, es schien ihr eine Ewigkeit her zu sein: Es war der Sommer, bevor er starb, sie war vier, und er nahm sie an einem Regentag, als es zu kalt war, um an den Strand zu gehen, mit, um sich *Kampf der Titanen* anzusehen. »Das ist Ray Harryhausens Meisterwerk«, hatte er ihr zugeflüstert. »Wenn du die Skelette in ›Jason und die Argonauten‹ klasse fandest, dann warte, bis du den Pegasus siehst. Warte, bis die Medusa kommt. Warte, bis du den Kraken siehst.« Sie erinnerte sich, den Schokoüberzug von jedem Junior Mint gelutscht und dabei gedacht zu haben, wie komisch es war, dass auch hier Sand auf dem Boden lag, als könne der Strand sich einfach nicht zurückhalten, aber dann gingen die Lichter aus und sie vergaß die Minzbonbons und den Sand. Sie verließ komplett die Erde. Sie reiste zum Olymp. Sie ritt auf dem Rücken eines weißen geflügelten Pferdes. Sie wich vor der roten Todesrassel der Medusa zurück und glotzte den gewaltigen Meerestitan an, den Kraken, als dieser brüllend aus den Tiefen auftauchte, um seinen Anspruch auf die geopferte Andromeda geltend zu machen.

Und er – Ray Harryhausen – hatte sie geschaffen! Hatte sie,

so unwahrscheinlich das war, aus Draht und Ton und Plastik und Federn *gebaut*, gebaut und in Gang gebracht, ihnen Verlangen und Seelen gegeben. Genau betrachtet war Harryhausen der einzige Gott, den sie je zu verehren gelernt hatte. Er schuf in seinen Filmen eine Welt, die sie in ihren Bann zog, sie begeisterte, ihr das Gefühl gab, zu Hause zu sein. Es war eine Welt, nach der sie ihr ganzes Leben lang gesucht hatte.

Sie konnte bereits die Tür sehen, nur ein Stück weit die Straße hinunter, die darauf wartete, dass sie eintrat.

Sie setzte sich auf und griff nach ihrem Füller.

Wie auch immer, ich habe dir die besten Teile von mir zurückgelassen, schrieb sie. *Du weißt, wo du nachsehen musst.*

Mehr gab es nicht zu sagen.

Teil I



I Nichts wie weg

Arthur Rook wusste nichts.

Er wachte am Freitagmorgen auf, als Amy sich aus dem Bett wälzte, aber das Plätschern der Dusche sang ihn wieder zurück in den Schlaf. Als sein Wecker um sieben Uhr summt, wurde er erneut wach, rasierte sich, zog sich an und machte für sich und Ray Harryhausen, den Kater, Frühstück. Dann stellte er sich an den Rand des Gehwegs vor seinem Apartmentkomplex in Toluca Lake, nördlich von Hollywood, um auf seine Mitfahrgelegenheit zur Arbeit zu warten. Wie jeden Morgen empfand Arthur, der in Boston aufgewachsen war, Los Angeles kälter als in der Vorstellung, die er von L. A. gehabt hatte. Er blinzelte in die Sonne und presste seine verschränkten Arme fest an sich. Der Hauch seines Atems zeichnete sich in der Luft ab. Langsam sollte Max Morris auftauchen, hoffentlich mit Kaffee und vielleicht auch mit diesen kleinen hausgemachten Donuts, die Max' Lebensgefährtin Manny machte, Max jedoch nicht mochte, es aber auch nicht übers Herz brachte, dies zuzugeben. Manny bestückte die Donuts mit kleinen Zetteln – immer mit einem Wortspiel (»Ich hab dich zum Fresen gern!«, oder »Du bist zum Kringeln!«) – und Arthur fühlte sich ein wenig schuldig, wenn er diese, für eine andere Person eingepackten, Leckereien genoss. Auf Max' Frage, warum Max Manny in dem Glauben ließ, er möge Donuts – sei er

nicht in Sorge, Manny könne eines Tages die Wahrheit herausfinden und verletzt sein? – zuckte Max mit den Achseln und meinte, manchmal sei es besser, den Leuten, die man liebte, ihren Glauben zu lassen.

Warum?, hatte Arthur nachgehakt.

Weil du sie liebst, hatte Max geantwortet.

Da. Genau dann.

Das war der Augenblick, in dem es passierte, wie sie ihm sagen würden: um 7:48 Uhr, während Arthur darauf wartete, dass Max in seinem stotternden silberfarbenen Geo vorfuhr, und dabei an Mannys Donuts dachte.

Als Max kam – verspätet, sowohl ohne Kaffee als auch ohne Donuts –, stieg Arthur in den Wagen, und die beiden krochen im dichten Verkehr über den Cahuenga Pass nach Hollywood. Max entschuldigte sich dafür, kein Frühstück mitgebracht zu haben, und Arthur log und sagte, er habe zu Hause gegessen, doch als Max nachhakte, fuhren sie an einer Tankstelle raus und Arthur rannte hinein und holte zwei Becher Kaffee und eine Schachtel Ho-Hos.

»Du ernährst dich wie ein verpeilter Teenager«, warf Max ihm vor. »Irgendwann bricht dein Stoffwechsel zusammen und schafft ein schwarzes Loch, das dieses gesamte Universum in sich aufsaugt.«

»Ich bin der Weltzerstörer«, verkündete Arthur. Er war groß und dünn und hatte einen immer wiederkehrenden Albtraum, in dem er immer dünner und dünner wurde, bis er nur noch ein Skelett mit Schwert und Schild war, wie der rachsüchtige Tod in Harryhausens *Jason und die Argonauten*. Als er Amy davon erzählte, lächelte sie und meinte, sie würde ihn auch noch lieben, wenn er ein Special Effect wäre. Sie lachte: *Vielleicht würde ich dich sogar noch mehr lieben* – und Arthur dachte: *Natürlich würdest du das*.

Max parkte auf dem Fakultätsparkplatz der Hollywood

High, und sie schleppten ihre Gerätschaften in die Aula, wie sie das auch schon im letzten Jahr und im Jahr davor am Tag des Schulfotos getan hatten. Dann verschwand Max, um mit ihrer offiziellen Kontaktperson zu sprechen, und Arthur, der an seinem Ho-Ho kaute, packte die Scheinwerfer und die Kullissen, die Zuleitungs- und die Verbindungskabel aus. Es war 8:45 Uhr – 8:43 Uhr war die Zeit des ersten verpassten Anrufs auf seinem Mobiltelefon.

Von 9:15 Uhr bis 10:30 Uhr stand Arthur hinter dem Stativ und sagte einhundertfünfzig Schulneulingen, sie sollten lächeln, was das Zeug hielt. Das liebte er an seinem Job am meisten. Das war der Grund, weshalb er Fotograf geworden war: aus Liebe zu dem Augenblick, wenn seine Motive sich der Kamera und ihm öffneten. Arthur liebte die Menschen. Eigentlich waren sie ihm fremd, und er hatte auch nicht das Gefühl, zu ihnen zu gehören, aber er liebte es, Zeuge ihrer Existenz zu sein. Er liebte ihre Verschiedenartigkeit, wie zerbrechlich und zäh und merkwürdig sie waren und doch jeder sein eigenes Universum: unabhängig und ganz. Er war ein Beobachter.

Amy hatte ihm eines Nachmittags, sechs Monate nach ihrer ersten Begegnung, gesagt, dass er, wäre er nicht so verdammt gut, unglaublich unheimlich wäre.

»Du findest, ich bin gut?«, hatte Arthur gefragt. Ihn kümmerte es nicht, dass Amy ihn für unheimlich hielt – er *war* ein wenig unheimlich, das wusste er, denn jeder, der lieber betrachtend als teilnehmend durchs Leben geht, wird dahin tendieren – aber ihn hatte der Gedanke verzaubert, dass sie ihn für gut hielt. »Du meinst, mit reinem Herzen?«, fragte er. »Beherzt?«

»Nicht ganz«, erwiderte Amy. Sie waren im Bett. »Die wahrhaft Reinen wissen nicht, wie sie *das* tun.«

»Manchmal schon«, widersprach er. »Wenn sie dazu getrieben werden.«

Amy grinste ihn an. »Ich meine damit«, sagte sie, »dass du daran glaubst, andere Menschen seien es im Grunde genommen wert, für sie zu leben, und das merkt man.«

»Du meinst, ich bin ein Optimist.«

»Ich meine, du *siehst* die Menschen, du siehst ständig Menschen, ohne dass sie dich langweilen oder du ihrer überdrüssig wirst. Du fängst auch nicht an, sie zu hassen. Wie schaffst du das?«

Er musste an das Gewicht ihrer Hand auf seinem Gesicht denken, den Druck ihres Daumens gegen seine Wange.

»Wie machst du das?«, insistierte sie.

»Du traust mir zu viel zu«, entgegnete er. »Ich hasse sie ziemlich.«

»Du bist ein unglaublicher Lügner. Nenne mir eine Person, die du hasst.«

»Adolf Hitler. Deppen.«

Amy lachte.

»Zigarettenraucher.« Arthur zählte es an seinen Fingern ab.
»Jago.«

»Ich meine eine *echte* Person ...«

»Kleine Menschen, die ihre Sitze in Flugzeugen ganz nach hinten schieben.«

»... ich meine jemanden, den du *persönlich* kennst und hasst.«

Arthur küsste sie, um Zeit zu gewinnen. »Diesen Typen«, sagte er, »diesen Typen neulich im Restaurant.«

»Welchen Typen?«

»Den im schlechten Anzug und mit der geschmacklosen Krawatte.«

»Der die Bedienung angeschrien und zum Weinen gebracht hat?«

»Genau den«, sagte er. »Diesen Typen hasse ich.«

Arthur konnte Menschen nicht hassen, ebensowenig wie

er Wasser oder Gras oder Stein hassen konnte. Gewöhnliche Leute, wie das pummelige Mädchen im ersten Semester, das vor dem Standardhintergrund A (fleckige blaue Schiefertafel) auf dem gepolsterten Stuhl lümmelte, waren zu großartig und zu selbstvergessen, um sie zu hassen. Er fragte sie nach ihrem Namen und ihrem Klassenlehrer.

»Jennifer Graves. Ich bin bei Mr. Woodbridge.« Sie war blass und hatte stumpfes braunes Haar, das zu einem unvorteilhaften Pferdeschwanz zusammengebunden war. Auf ihrem Kinn prangte ein roter Pickel.

»Hi, Jennifer«, sagte Arthur. »Ich bin Arthur.«

»Hi«, sagte sie.

»Du siehst nicht so aus, als würdest du dich gern fotografieren lassen.«

Sie verschränkte mürrisch die Arme vor der Brust. »Wie kommen Sie denn darauf – sind Sie etwa Hellseher?«

Arthur lächelte sie an. »Du weißt doch, was man von der Highschool behauptet?« Er bückte sich, um durch den Sucher zu schauen.

»Dass es die besten Jahre meines Lebens sind?« Sie hatte einen wirklich stechenden Blick. Er holte sie im Sucher heran. »Das soll meine glorreichste Zeit sein?«

»Nur die Stärksten überleben«, sagte er.

Ein Lächeln zuckte über ihr Gesicht. Er sah es durch die Linsen und hielt es fest, pflückte es aus Raum und Zeit und machte daraus eine digitale Kopie aus Einsen und Nullen. Und wenn Jennifer Graves' Eltern in zwei Monaten das Folio mit den Porträts ihrer Tochter im ersten Highschooljahr aufschlugen, würden sie, davon ging Arthur aus, in ihren Augen, ihren Lippen, der Hebung ihrer Wangen jemand Vertrautes erkennen. Nicht das missmutige unglückliche Mädchen, das Türen schlug und gemeine Dinge sagte, nur damit sie gesagt waren. Sie würden das kleine Mädchen sehen, das Freude dabei

empfunden hatte, nackt durch einen Rasensprenger zu laufen. Die den größten Teil des Jahres 1994 damit zugebracht hatte, ihrem entzückten kleinen Bruder im Haus hinterherzutram-peln und sich als Tyrannosaurus Rex zu gebärden. Sie würden einen Blick auf die Person erhaschen, die Jennifer als Erwachsene sein würde, nachdem sie diese Phase ihres Lebens durch bloßes Durchhalten besiegt hatte.

Sie würden sehen, was Arthur Rook gesehen hatte.

Jetzt übernahm Max die Sechstklässler. Arthur ging mit dem Rest seines kalten Kaffees nach draußen und verfolgte den vor-beirollenden Verkehr. Seiner Ansicht nach war es nicht zu ver-treten, dass eine Highschool so dicht an so vielen Autos mit ihren Abgasen lag. An der nächsten Straßenecke gab es eine Tankstelle, und der Walk of Fame befand sich nur eine Straße weiter. Er konnte das Dach des Theaters sehen, in dem die Oscarverleihungen stattfanden. In Los Angeles aufzuwachsen war für Arthur unvorstellbar – Los Angeles als Ort, wo Leute ein normales Leben lebten, war unvorstellbar –, basta. Als er hierherkam, fühlte er sich von der Stadt gefoppt, als würde sie sich auf peinliche und irrealer Weise an ihm reiben, wie ein Fremder, der einem in einem ansonsten leeren Bus auf die Pelle rückte. Fremdartige Vegetation, stachelig und dickblättrig, ge-dieh neben den Gehwegen und Mittelstreifen der Highways oder winkte mit ihren an Science-Fiction erinnernden We-deln hoch über seinem Kopf. Die Welt roch nach frisch um-gegrabener Erde, nach feuchtem Schmutz. Die Wandgemälde, die den Hollywood-Boulevard säumten – Bette Davis, Bob Hope, Marilyn Monroe – kräuselten sich wie Luftbilder an den Sicherheitstoren der Warenhäuser und leugneten, dass es etwas so Prosaisches wie den Tod gab. Leichen waren in Hollywood allgegenwärtig: feurige Augen, in die Stirn geschobene Cow-boyhüte, Röcke, die sich für die Ewigkeit über den Schenkeln bauschten. Die Stadt verklärte die Ewigkeit, indem sie einen

daran erinnerte, wie viele Leute bereits tot waren, und Arthur fühlte sich inmitten so vieler wunderschöner Zombies verloren.

Dann lernte er Amy kennen. Er war seit einem Monat in der Stadt – ein langer, schrecklicher Monat, ohne sicheren Job, ohne feste Bleibe, ohne Freunde kennengelernt zu haben. Nichts, was seine Entscheidung, nach L. A. zu kommen – was er einmal so verlockend fand, weil sie das genaue Gegenteil von Boston war –, als eine gute Entscheidung erscheinen ließ. Zielloos hatte er die Boulevards von North Hollywood abgefahren und sich geweigert, die Autobahnen zu benutzen (da er nie ein Auto besessen hatte, fehlte ihm das rasche instinktmäßige Reagieren am Lenkrad). Als er versehentlich in den Mulholland Drive einbog, versetzten ihn die Haarnadelkurven in solche Panik, dass er auf direktem Weg zurück in sein Motel fuhr und dieses drei Tage lang nicht mehr verließ. In dieser Zeit fanden alle seine Gespräche mit anderen nur noch telefonisch statt, und als seine Mutter meinte, dass keine Entscheidung von Dauer sein müsse und er jederzeit in sein altes Zimmer zurückkehren könne, sagte er nicht Nein. Er sagte: *Ich werde darüber nachdenken.*

Mit Fluchtfantasien im Kopf, die jedoch von der Weigerung begleitet waren, Los Angeles zu verlassen, bevor er es richtig gesehen hatte, nahm Arthur all seinen Mut zusammen und fuhr hinein nach Hollywood. Er kam am Chinese Theater und einem als Dr. Frank-n-Furter verkleideten Mann vorbei, der ein schönes Bein in Netzstrümpfen ausstreckte und ihn mit einem Winken anzuhalten versuchte. Arthur winkte zurück, hielt aber nicht an. Er fuhr am Roosevelt Hotel und am Chateau Marmont und dem Viper Room vorbei, die zu betreten er nie die nötige Coolness aufbrächte, wofür er aber auch dankbar war.

Ein Drive-in-Burger, das war schon eher seine Kragenweite.

Er fuhr am In-'n'-Out Burger, das am Sunset-Boulevard lag, raus und stellte seinen Wagen ab. Auf dem Parkplatz stand ein Junge mit einer weißen Pappmütze, der wie ein Zigarettenmädchen eine Tafel vor sich hertrug und die Bestellungen aus den Autos in der Schlange vor dem Drive-in aufnahm. Es war eine lange Schlange – und ihm fiel auf, dass Mittagszeit war. Außerdem merkte er, dass er Hunger hatte. Wann er zuletzt gegessen hatte, hätte er nicht sagen können, doch er wusste noch, dass es irgendwas aus dem Automaten im Motel gewesen war.

Sein Appetit jedoch und seine gerade erst aufgeblühte gute Laune verpufften in dem Moment, als Arthur Rook das Xanadu der südkalifornischen Fast-Food-Restaurants betrat. Kellner mit weißen Käppis, deren rote Schürzen mit beängstigend großen Sicherheitsnadeln zusammengehalten wurden, flitzten geschäftig umher; Gäste bestellten ganz zwanglos Gerichte, die gar nicht auf der Speisekarte standen (ein Double-Double? Ein Flying Dutchman?). Das Restaurant war gefliest wie ein Badezimmer oder ein Krankenhaus, helles Rot und steriles Weiß, und rote Palmen marschierten in Reih und Glied über die Wände, die Ränder der Trinkbecher und der Platzdeckchen, die auf den Tablettis lagen. Alle anderen außer ihm kannten sich hier aus, alle außer Arthur hatten einen Platz hier, er war das ausgekugelte Gelenk, das Rädchen, das nicht ins Getriebe dieser wunderbar surrenden Maschinerie passte. Und jetzt stand er an der Theke, und das Mädchen dahinter lächelte ihn breit an, und hinter ihr ermordete ein ebenfalls fröhlicher Arbeiter Kartoffeln mit einer teuflischen Vorrichtung, die halb Guillotine, halb Knoblauchpresse war. Der riesige Silbergriff senkte sich herab auf eine wehrlose Kartoffel und zersplitterte diese in bleiche Finger.

»Was darf es sein, Sir?«

Ich gehöre nicht hierher.

Seine Augen schossen zur handgeschriebenen Speisekarte

über ihrem Kopf. Hamburger, Cheeseburger. Keine andere Auswahl. Niemand sonst hatte einfach nur einen Hamburger oder einen Cheeseburger bestellt. Würde man es merken, würde er erlappt werden, wenn er etwas vorzutäuschen versuchte?

»Sir?« Das Mädchen an der Kasse sah umwerfend aus. In L. A. waren alle schön, selbst die Mädchen im In-’n’-Out. Das machte ihn traurig, aber er wusste nicht warum.

Arthur öffnete den Mund, aber es kam nichts heraus.

»Entschuldigung, ich habe Sie nicht verstanden.«

Die Maschinerie verlangsamte sich. Er, Arthur der Eindringling, war dafür verantwortlich. Doch eine plötzliche heftige Vorahnung sagte ihm, dass es zur Flucht bereits zu spät war. Diese Stadt würde ihn zermalmen, auffressen und ihn dann zwingen, für alle Ewigkeit darin herumzuwandern: namenlos und allein in einer Stadt der Untoten.

»Er möchte einen Double-Double und eine Portion Pommes Animal Style.«

Es war die Stimme eines Mädchens hinter ihm: kräftig, klug und selbstsicher. Und sie fuhr fort. »Ich möchte einen Two-by-Three und einen Neapolitan Shake.«

Die Stimme trat neben ihn und lächelte, und der einsame Beobachter, der so lange unsichtbar geblieben war, wurde endlich wahrgenommen.

Wahrgenommen von einem schönen Mädchen – einer Frau. Vielleicht fünfundzwanzig. So groß wie er, mit glatten aschblonden Haaren, weit geöffneten Augen und breiten Schultern. Sie hatte einen geometrischen Körper, ein Mix aus Winkeln und Flächen und Kanten, bis auf ihre Brüste – große Brüste, die sie, wie Arthur, der sie gleichzeitig anerkennend musterte, sich vorstellen konnte, vermutlich jahrelang unter Sweatshirts und überweiten Flanellhemden versteckt hatte. So wie sie sich jetzt gab, wirkte es neu und ungeübt, als

hätte sie erst vor Kurzem gelernt, sich damit wohlzufühlen. Doch sie hatte es gelernt und hatte es gut gelernt. Arthur lächelte sie an wie ein Mann, dem man seinen letzten Wunsch gewährte. Die Maschinerie um sie herum begann wieder zu surren, und er öffnete den Mund, aber es kam noch immer nichts heraus.

»Keine Ursache«, flüsterte sie.

Und so lernte Arthur Rook Amy Henderson kennen. Amy, die sich mit ihm an einen Tisch in der Sonne setzte, die ihm den Unterschied zwischen einem Double-Double und einem Flying Dutchman erklärte und ihm dann mit ihrer linken Fingerspitze einen Klacks Ketchup vom Mundwinkel wischte. Die ihm beibrachte, wie man sich im Verkehr zurechtfindet, wie man überlebt, wie man sich in den bekloppten Lebenswillen von L. A. verliebt – und diese Stadt mit ihrer Entschlossenheit, allein um ihrer oberflächlichen Existenz willen zu existieren, romantisch zu finden und nicht als letzte Wahnvorstellung eines Idioten im Endstadium abzutun. Die ihm beibringen würde, sich in sie zu verlieben. Die seine Freundin und seine Geliebte und dann seine Frau wurde, ihm ein Zuhause gab, die Leben aus Metall und Gummi und Drähten zu schaffen verstand, um damit ein paar Filmsequenzen zu füllen, und die an einem Freitagmorgen Anfang Oktober um 7:48 Uhr von demselben Finger, mit dem sie ihm den Ketchup von den Lippen gewischt hatte, zehntausend Volt durch ihre beiden Herzkammern schicken würde.

Amy, die auf der Stelle tot war.

Amy, die Arthur Rook mit zweiunddreißig Jahren zum Witwer machte.

»Hey, Arthur, dein Telefon.« Umgeben von Schülern wies Max mit einer kurzen Zucken seines Kopfes auf Arthurs Mantel, der über einen offenen Zubehörkoffer drapiert lag. »Es klingelt schon die ganze Zeit wie verrückt.«

Arthur stellte seinen leeren Kaffeebecher ab und klappte sein Mobiltelefon auf. Er hatte zehn Anrufe verpasst.

Unter den zehn verpassten Anrufen war nur eine einzige Nachricht, draufgesprochen von Amys Boss, Stantz. Sein wirklicher Name war Ray Bittleman, aber als Fan von *Ghostbusters* wollte er von allen Stantz genannt werden – alle, mit denen Amy zusammenarbeitete, verehrten mindestens einen Film, als wäre es eine Religion. Filme liebten sie alle, Punkt, aber es gab doch immer einen Film, der über allen anderen stand. Der von Ray Bittleman war *Ghostbusters*.

»Arthur, es tut mir so leid – oh mein Gott, Arthur, es tut mir so leid«, lautete Stantzens Nachricht. »Ruf mich an. Ruf mich auf... auf diesem Telefon, unter dieser Nummer an, ich konnte deine Nummer nicht finden, also habe ich sie auf... Amys Telefon gesucht. Ruf mich *sofort* an. Wo *bist* du?«

Arthur war kalt. Eiskalt.

Seine Fingerspitzen waren taub, als er Amys Nummer wählte. Ihr Bild tauchte auf dem winzigen Display seines Telefons auf: Amy mit Ray Harryhausen, der wie ein Pelzkragen über ihre Schulter drapiert lag – ein sehr lebendiger, stocksaurer Pelzkragen.

Warum benutzte Stantz Amys Telefon?

»Arthur!«, schrie Stantz. »Arthur, ich – ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll.«

Rays Stimme brach. Ray weinte.

»Es war ein Unfall«, sagte Stantz. »Es war einfach nur ein blöder Unfall, ein blöder...«

Arthur hörte ein hohes Winseln. Das Geräusch vibrierenden Kristalls.

Arthur lag voll bekleidet und zugedeckt im Dunkeln im Bett. Er hatte noch immer seine Turnschuhe an, und sein Mund

schmeckte metallisch. Er konnte sich nicht daran erinnern, dass Max ihn nach der Arbeit zu Hause abgesetzt hatte. Er konnte sich nicht erinnern, Harryhausen gefüttert zu haben. Da er die regelmäßigeren Arbeitszeiten hatte, war er für das Füttern des Katers verantwortlich ...

Arthur stand unter der Dusche. Einer eiskalten Dusche. Er lehnte seinen Kopf an die Fliesen in der Ecke und spürte beim Zurücktreten einen Grat, der sich in die Haut seiner Stirn gedrückt hatte. Er hatte einen rauen Hals. Seine Hand tat weh – mein Gott, was hatte er mit seiner Hand angestellt? Seine Knöchel waren wund gescheuert und brannten, waren blutig unter dem kalten Sprühnebel des Duschkopfs. Er drehte das Wasser ab und stieg aus der Dusche. Über das ganze Waschbecken waren rote Punkte verteilt, und Arthur stellte fest, dass jemand mit der Faust gegen den Badezimmerspiegel gedonnert hatte. Er war nicht zerbrochen, hatte aber an einer Ecke einen Sprung und baumelte von der Gleitschiene des Badezimmer-schranks.

Er wickelte sich ein Handtuch um und öffnete die Tür.

Ray Harryhausen lag wie hingegossen als pelzige Masse mitten im Flur, sodass er aussah wie ein gestreifter Ziegelstein mit einem Katzenkopf.

»Hast du Hunger?«, fragte Arthur ihn. »Habe ich dich gefüttert? He, Harry?«

Dass Harryhausen, der einen Hang dazu hatte, entweder auf der faulen Haut zu liegen oder zu schlafen, in der Mitte des Flurs lag, war nicht unbedingt merkwürdig, aber irgendetwas stimmte nicht. Mit *ihm* stimmte etwas nicht. Arthur und Harry hatten einander nie leiden können – Harry war eigentlich Amys Katze und ihr Mitbewohner schon Jahre, bevor Arthur des Wegs kam ...

Amys Katze ...

Harryhausen gab einen fürchterlichen, entsetzlichen Laut von sich, und Arthur sank auf Knien auf den Teppich. Alles, was an diesem Tag passiert war, alles, was er verloren hatte, überschwemmte ihn erneut wie ein Albtraum: Max, der ihn zum Krankenhaus und dann zum Leichenschauhaus fuhr. Wo er dann stand, während Stantz ihm mit rotem Gesicht erklärte, dass Amy während der Arbeit an einem Skelett einen Kurzschluss verursacht hatte und zum Schalter ging, wo ein Draht – entweder alt oder abisoliert – Arthur konnte es nicht verstehen, wollte es auch gar nicht –, wo Drähte aufeinandertrafen. Elektronen flossen. In ihre Fingerspitze (ihres linken Zeigefingers, er hatte ihn tausend Mal geküsst) und ihren Unterarm hinauf (blasse Unterseite, violette Venen) und durch ihren Bizeps, ihre Schulter. Direkt hinunter zum Herzen. *Fibrilliert*, sagten sie.

Fibrilliert.

Stantz redete unentwegt – über das Geräusch und den Rückstoß und den Geruch –, und Max sagte ihm, er solle *verdammt noch mal* den Mund halten, und das Leichenschauhaus war kalt, und Amy war blau und matt und nicht Amy. Ihre linke Hand war entzündet und geschwollen. Verbrannt.

Hatte sie ein Testament?

Ich weiß es nicht, sagte Arthur. Zum Frühstück hatte sie gern Grapefruit und Kaffee.

Wollte sie beerdigt oder verbrannt werden?

Ich weiß es nicht, sagte er.

Sie trug im Bett seine alten Konzert-T-Shirts und sang für ihn Schlaflieder als Axl Rose (*Good night to the jungle, Baby!*) oder Mick Jagger (*Hey! You! Get into my bed!*)

Irgendwelche Angehörigen?

Alle gestorben, sagte er. Nur mich. Nur sie und ich.

Was haben Sie mit der Leiche vor?

Max brachte ihn nach Hause – Max brachte ihn nach Hause

und brachte ihn ins Bett, und Arthur war sich ziemlich sicher, dass Max ihm noch eine Weile die Hand gehalten und ihm einen Kuss auf die Stirn gegeben hatte – dann war Max gegangen.

Harryhausen gab wieder diesen fürchterlichen Laut von sich. So hatte Arthur ihn noch nie zuvor schreien hören. Jammern und fauchen, das schon, aber das hier war etwas ganz anderes. Das hier war tief und wild, es hörte sich an, als presste er es schmerzhaft aus seinen winzigen Katzenlungen heraus. Als risse es ihm seine Kehle auf.

Arthur setzte sich auf den Teppich und streckte im Flur, im Dunkeln, seine Beine von sich, während kaltes Wasser aus seinem Haar hinunter auf seine nackte Brust tropfte und er zu schlucken versuchte, aber keine Spucke hatte. Alles an und in ihm schmerzte.

Er taumelte nach vorn, und sein Körper versuchte sich zu übergeben, aber er hatte nichts im Magen. Harryhausen sprang fauchend auf die Beine und tapste davon. Sein gewaltiger wuscheliger Bauch schwang von Seite zu Seite.

Arthur wusste überhaupt nichts. Er wusste nicht, ob Amy in der Erde ruhen oder als Flamme in eine Million Teilchen verpufft werden wollte. Er wusste nicht, ob sie ein Testament gemacht hatte, oder ob es ein Objekt, eine Erinnerung gab, das oder die ein anderer in ihrem Namen weitertragen sollte.

Er wusste es nicht und würde es auch nie wissen.

Er musste geträumt haben. Nichts von alledem konnte auch nur im Entferntesten wahr sein. Er war zweiunddreißig. Amy war einunddreißig. Sie waren jung und voller Lebenskraft. Ihre Körper und ihr Verstand oblagen noch immer allein ihrer eigenen Kontrolle. Er konnte sich Amy – ihren Körper, Amys Körper – nicht unter Strom gesetzt vorstellen. War sie abgehoben? War sie gefallen? Hatte sie ausgesehen, als würde sie tanzen?

Sie tanzte gern.

Bestimmt hatte Amy kein Testament gemacht, dazu war es noch viel zu früh – aber mit Sicherheit wusste er es nicht. Und nur weil sie offiziell kein Testament hinterlegt hatte, bedeutete das noch lange nicht, dass Amy nach ihrem Tod nicht gewisse Dinge getan oder gesagt oder verschenkt wissen wollte. Nur weil Arthur keine Ahnung hatte, was Amys Wunsch zufolge mit ihrem Körper zu geschehen hatte, bedeutete dies nicht, dass Amy es nicht wusste.

Warum hatte sie es ihm nicht gesagt?

Warum hatte er sie nicht gefragt?

Was wusste er sonst noch alles nicht?

Was sonst hatte er – DER Wahrnehmer, DER Beobachter, der so viele Fremde so gut einschätzen konnte – von seiner Frau nicht gewusst? Was war ihm entgangen? Was ließ sich noch entdecken, wenn er nur genau genug hinsah?

Um die Hebelkraft zu nutzen, drückte er erst seinen Rücken gegen die Wand und dann den Rest seines Körpers langsam und vorsichtig vom Boden ab. Er blinzelte die Sterne zurück, die vor ihm zu tanzen anfangen. Er konnte es – wenn er, Arthur Rook, etwas sehen konnte, dann war das seine Frau. Dass sie nicht hier war, machte nichts. Er konnte sehen.

Er fing im Schlafzimmer an. Durchwühlte ihre Kommode, wo er auf ihre gelb-schwarz gestreiften Socken stieß, den riesigen grünen Pullover ihres Großvaters, den blauen Spitzen-BH, den sie an ihrem dritten Hochzeitstag getragen hatte und der ihre blasse Haut zum Leuchten brachte. Überall roch er Amy, aber er sah nichts, was er nicht bereits kannte. Er schaute unter dem Bett nach und sah ihre violetten Bowlingschuhe, auch die weißen zehenfrenen Pumps, die sie Marilyn (der linke) und Norma Jean (der rechte) nannte. Er durchsuchte das Badezimmer, den kaputten Medizinschrank und den Wäschekorb. Er warf Rasierklingen, die sie nie benutzten, und ungeöffnete Zahnpastatuben und schmutzige Kleider auf den Boden und

sah noch immer nichts. Die Feuchtigkeit auf Arthurs Haut verdunstete langsam, aber ihm war kalt, da er nur ein Handtuch umhatte, und er zitterte so heftig, dass seine Zähne im Schädel klapperten. Er rannte in die Küche und sah in jedem Schrank und sogar im Kühlschrank nach, aber er sah nur die Teller, die sie gemeinsam gekauft hatten, die Tassen und Schalen, aus denen sie Eiscreme und Müsli und heiße Suppe gelöffelt hatten. Ein Rest Milch in der Flasche, Thai-Essen, das vom Imbiss übrig geblieben war, eine halbe, in Plastikfolie gewickelte Grapefruit, die sie sich fürs morgige Frühstück aufbewahrt hatte. All diese Dinge sah Arthur, aber Amy sah er nicht – nur Spuren dessen, was sie getragen, was sie gegessen und was ihr Körper getan hatte.

»Wo bist du?«, schrie Arthur und erschrak über sich selbst. »Ich weiß, dass du hier bist!«

Er hörte Harryhausen wieder schreien, folgte diesem Geräusch ins Wohnzimmer, sah Amys Poster von den Monsterfilmen – *Kampf der Titanen* (dieser Film – ihr Ein und Alles, ihre Religion), *Das Ding aus einer anderen Welt*, *Dinosaurier in New York* – und sah sein eigenes Spiegelbild in den Glasrahmen. Er fegte die Kissen von der Couch und fand sechsunddreißig Cents und einen einzelnen blauen Socken. Da war nichts anderes – nichts, was er nicht kannte –, keine Anhaltspunkte, die auf eine Lösung hinwiesen, keine Andeutungen, keine Hinweise.

Nichts zu sehen, was er nicht bereits gesehen hatte.

Jetzt schauderte es ihn, seine Muskeln zogen sich vor Kälte und Angst zusammen, und Arthur kehrte ins Schlafzimmer zurück. Irgendwann hatte er zu weinen begonnen. Er setzte sich auf die Bettkante und beruhigte sich durch gutes Zureden, dass er alles, was es über Amy Henderson zu wissen gab, wusste. Er hatte sie gesehen. Hatte *alles* von ihr gesehen. Was er nicht wusste, hatte sie ihm nicht erzählt, weil es nichts zu erzählen gab.

Sie hatte es *selbst* auch nicht gewusst.

Arthur verschluckte sich grundlos.

Harryhausen fauchte ihn an, und Arthur blickte auf und sah Harry vor dem Kleiderschrank – wie dumm von Arthur, dass er nicht im Schrank nachgesehen hatte. Er hatte nicht genügend Kraft, sich aufzurichten, also kroch er hinüber zur Tür und schob sie auf, und da waren alle seine Hosen und Hemden und daneben hingen schweigend und vertraut Amys Röcke und Kleider. Beurlaubt. Ärmel, die auf Arme warteten, die sie nie mehr füllen würden. Kragen, die auf einen Hals warteten, der kalt und still geworden war. In hellen Pappschachteln begrabene und gestapelte Schuhe. Und Arthur fiel erschöpft auf dem Teppich nach vorne und hasste sich dafür, nichts sehen zu können.

Er blinzelte. Er atmete. Der Flor kratzte auf seiner Haut. Er spürte Harryhausen, der an seinem Kopf vorbeiging, schloss die Augen und wünschte, er könnte einfach wegsinken und alles vergessen, könnte es unwahr machen, ungeschehen. Lange Zeit versuchte er sich zum Einschlafen zu zwingen, doch es gelang ihm nicht. Er schlug die Augen wieder auf.

Und Arthurs Augen, die nur Zeit gebraucht hatten, sich an die Dunkelheit zu gewöhnen, sahen eine Schuhschachtel. Eine riesige Schuhschachtel auf dem Boden ihres Schranks, die er schon zimal gesehen hatte, die er, wie er sich sogar erinnern konnte, beim Einzug hereingetragen hatte, aber eine Schuhschachtel, die – trotz ihres Kartons in leuchtendem Pink, mit dem Wort GUMMBALLS! wie einem Brandzeichen auf der Seite, groß genug, um ein Paar schwarze Stiletto-Stiefel (abgebildet) aufzunehmen, die Arthur seine Frau aber nie hatte tragen sehen – immer auf sehr wirksame Weise unsichtbar geblieben war, ordentlich weggepackt unter den Säumen ihres Alltagslebens. Er hatte sie nie geöffnet. Hatte Amy nie gefragt, was darin war. Er war nie neugierig genug gewesen, bis zu dem Tag, an dem seine Frau verschwand.

Sie war so unglaublich pink, selbst im Dunklen.
Er hob den Deckel.
Er sah Amy.

Am nächsten Morgen um elf Uhr brach Max Morris in Arthur Rooks Apartment ein, nachdem er, da Arthur keinen seiner Anrufe entgegengenommen hatte, mit einer Kreditkarte so lange an der Tür herumgenestelt hatte, bis diese aufging, doch nur um das winzige Apartment, das er nie wirklich betreten hatte, durchwühlt anzutreffen. Ausgeweidet. Die Tür des Kühlschranks offen, dessen Motor keuchte. Im Flur und auf dem Schlafzimmerboden verstreutes Papier. Eine Spur leerer Reisetaschen und Bündel, die an abgeworfene Häute erinnerten, führten vom Flurschrank ins Schlafzimmer, wo auf einem Bett voller Kleidungsstücke ein leerer Fleck von der Größe eines großen Koffers Max verriet, dass Arthur gepackt hatte und geflohen war. Arthur Rook würde es nie erfahren, aber Max, der ein klein wenig in ihn verliebt war (er konnte es nicht ändern, noch nie war ihm jemand begegnet, der so arglos war), würde alles so gut er konnte wieder aufräumen. Würde die Kleider zusammenlegen und in Schubladen verstauen oder auf Bügel hängen. Er würde Arthurs Mobiltelefon auf dem Boden des Wohnzimmers entdecken und die Verletzung, dass Arthur keinen seiner vielen Anrufe angenommen hatte, gleich nicht mehr als so schlimm empfinden. Er würde die Blätter ordentlich auf dem Küchentisch stapeln und den Kühlschrank schließen, aber nicht ehe er die Milch (vermutlich schlecht) weggeschüttet hatte. Das Blut im Badezimmer würde er lassen. Beim Anblick des Katzengeschirrs auf der Theke käme ihm die Vermutung, dass Arthur Amys Katze mitgenommen hatte. Dann würde er sich für all seine Bemühungen ein lauwarmes Bier genehmigen und die Polizei anrufen, sich ins Wohnzimmer setzen und auf ihr Eintreffen warten und dabei ein Foto

von Arthur und der verstorbenen Amy Rook studieren: wie sie aneinandergeschelt an irgendeinem Strand saßen und der Wind Amys Haar über beider Gesichter peitschte. Und Max würde hoffen, dass dieser merkwürdige, stille Ausreißerfreund, wohin auch immer er gegangen sein mochte, seinen Weg wieder nach Hause zurückfinden möge.

Aber Arthurs Zuhause existierte nicht mehr. Seine Geister hatten ihn gerufen und ihm gesagt, wohin er laufen sollte.

2 Freaks und Seelenverwandte

Oneida Jones war ein Freak. Darüber ließ sich nicht streiten. Das stand absolut fest. Und war Konsens sowohl bei ihren Klassenkameraden als auch bei der Bevölkerung von Ruby Falls im Allgemeinen, aber Oneida musste erst zwölf Jahre alt werden, um die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass sie es lieber annehmen als sich dagegen auflehnen sollte. Ihre Klassenkameraden hielten sie für einen Freak wegen ihrer gewaltigen krausen Mähne und der dunklen Augenbrauen, die sich in der Mitte ihrer Stirn berührten, aber auch weil sie von Mr. Buckley verlangte, er solle ihnen etwas über japanische Internierungslager erzählen, und weil sie nach einem Löffel benannt war (was nicht stimmte). Die Bevölkerung von Ruby Falls im Allgemeinen sah sich durch sie an den Fehltritt ihrer Mutter Desdemona Jones erinnert – der gefallenen Ballkönigin, wie Mona sich selbst gern nannte, obwohl dieser Titel irreführend war – Mona hatte nämlich gar nicht bis zum Abschlussball durchgehalten.

Mona, die Tochter von Gerald und Mary Jones, Säulen der Gemeinschaft und Inhaber einer Pension, einer veritablen Institution in Ruby Falls, war noch ein Teenager, als sie im Frühjahr 1993 von zu Hause weglief und im August desselben Jahres mit einem Baby zurückkam. Plötzlich gab es das Kind Oneida und Mona, die es auf ihrer Hüfte wiegte, sodass kein Leugnen

möglich war. Sie war in ihrem zweiten Jahr auf der Ruby Falls High und ging im selben Supermarkt einkaufen, in dem alle in Ruby Falls ihre Besorgungen machten, und tat dabei so, als wäre nichts Besonderes passiert. Keiner sprach Oneida je auf ihre Mutter an, jedenfalls nicht direkt. Aber sie hatte ihr junges Leben dazu genutzt, die unbeholfenen Pausen und das Schweigen in den Gesprächen der alten Garde von Ruby Falls zu interpretieren, wozu die Freunde und Kollegen ihrer Großeltern gehörten, die die Meinung vertraten, ihre Mutter hätte mit ihrem Leben etwas Anständigeres anstellen sollen, als mit sechzehn ein Kind in die Welt zu setzen und den Lebensunterhalt mit dem Backen von Hochzeitskuchen zu bestreiten.

Oneida hielt dies jedoch für eine völlig akzeptable Lebensweise, und Mona gab ihr außerdem nie einen Grund, dies anders zu sehen. Als sie alt genug war, Fragen nach ihrem Vater zu stellen, sagte ihre Mutter immer dasselbe: Er ist noch nicht bereit gewesen, seine Vaterrolle zu übernehmen, aber ich war bereit, Mutter zu sein, also brachte ich dich nach Hause. Ihre Großeltern waren immer freundlich und liebevoll gewesen. Sollten sie sich je in ihrer Gegenwart unwohl gefühlt haben, dann musste das in ihrer frühen Kindheit gewesen sein, denn ihre Erinnerung war geprägt von Saftpäckchen, endlosen Rommépartien und Pullovern mit Zopfmustern, in deren Taschen Karamellbonbons in knisterndem orangem Einwickelpapier steckten. Sie waren inzwischen gestorben, und jetzt führte ihre Mutter das Gästehaus weiter, das Darby-Jones, ein weitläufiges Gebäude, das 1899 von ihrem Urgroßvater William Fitchburg Jones und seinem Geschäftspartner Daniel Darby erbaut worden war, die Eisenwaren verkauft hatten, Gerätschaften für die Landwirtschaft und für die Milchbauern, die noch immer die Steuereinnahmen von Ruby Falls erwirtschafteten.

In ihrer Kindheit durchwanderte Oneida die alten knarrenden Flure des Darby-Jones, vor deren Bewohnern, die dieses

Haus im Lauf der Jahre sah, sie sich entweder versteckte oder nach Möglichkeiten suchte, sie zu belästigen. Darunter war Alice Cooper, ein Achtzigjähriger, der jeden Tag in die Kirche ging, um für die Seele dieses »teuflischen Rockmusikers« zu beten, »der meinen guten Namen verleumdet«; Roger Beers, ein Althippie, der bei der Post arbeitete und ihr die Eingangskorde von »Smoke on the Water« beibrachte, und Kitty Grace, die ehemalige Hauswirtschaftslehrerin der Ruby Falls High, die John F. Kennedy verehrte und auf ihrem Schulterblatt ein kleines Tattoo seines Profils trug. Es war eine Kindheit, in der es so gut wie keine anderen Kinder gab. Erst als sie in den Kindergarten kam, begriff Oneida, dass nicht alle die Grundregeln des Mah-Jongg kannten oder wussten, was *Glasnost* bedeutete, und auch nicht jeder schon mal mit einem Stereoptikon gespielt hatte. Als die anderen Kinder herausgefunden hatten, dass Oneida mehr Gemeinsamkeiten mit ihren eigenen Eltern und Großeltern als mit ihnen hatte, verloren sie weitgehend das Interesse an ihr, und als Oneida dann auch noch darauf bestand, sie sollten Canasta lernen und sich über die Andrew Sisters informieren, und außerdem behauptete, die alten Folianten der Enzyklopädie im Arbeitszimmer seien tausend Mal interessanter als das Internet, weshalb sie den anderen alles darüber erzählen wolle, bekam sie endgültig den Stempel aufgedrückt, *eine durchgeknallte absonderliche Spinnerin, benannt nach einem Löffel (unwahr!)* zu sein.

Aber genau auf den Tag einen Monat nach ihrem zwölften Geburtstag wurde Oneida Jones während einer Naturwissenschaftsstunde über die Eigenschaften von Licht plötzlich wach. Das Stimmlein in ihrem Kopf, das ständig gewispert hatte *Du bist komisch, keiner mag dich, alle halten dich für einen Freak*, hörte von dem Moment an, als sie morgens in den Bus stieg, bis sie nachmittags die Eingangstür öffnete, zu flüstern auf. Und als es schwieg, konnte Oneida endlich hören, was sich um

sie herum abspielte. Jessi Krenshaw bat Mr. Buckley, ihr den Unterschied zwischen Reflexion und Reflexion zu erklären – *schon wieder* –, und Mr. Buckley erwiderte darauf in seinem scheinheiligsten Ton, dass Licht reflektiere, wenn es in einem Winkel von einer Oberfläche abpralle.

»Was macht reflektiertes Licht? Ist es denn für irgendwas gut?«, fragte Jessi.

»Reflexion«, antwortete Mr. Buckley, »ist eins der Hauptprinzipien von Lasern. Es ist die Reflexionskraft des Lichts, das Laser möglich macht.«

Oneida glaubte, einen Eimer mit Eiswasser über den Kopf gestülpt bekommen zu haben. Möglichkeit A: Mr. B. hatte niemals Anzeichen einer Sprachstörung gezeigt, was, ihrer Ansicht nach, die einzige Entschuldigung dafür wäre, *reflektieren* als Wort anzusehen. Möglichkeit B: Er *irrte* sich. Er war einfach im Irrtum. Wenn Licht eine Substanz durchdrang und sich dabei zu verbiegen schien, hatte man es mit einer *Refraktion* zu tun; zu einer Refraktion kam es in Prismen, nicht in Lasern. Sie wusste, dass sie recht hatte, denn sie hatte das letzte Wochenende über dem L-Band der World Book Encyclopedia (Legislative, Licht, Luftbrechung) gebrütet, ganz zu schweigen davon, dass sie ihre Hausaufgaben gemacht hatte. Sie blickte sich im Klassenzimmer um. Keiner sonst passte auf: Sie kritzelte in ihre Schulhefte, wickelten Haarsträhnen um Finger, starrten ins Leere. Und Mr. B. wiederholte sich ständig: »Licht trifft auf den Gehweg und reflektiert in alle möglichen Richtungen«; »Wenn Licht auf einen Spiegel trifft, halten wir das dann für eine Reflexion oder eine Reflexion?« Oneida hielt sich die Hand vor den Mund, um das prustende Gelächter zurückzuhalten, das sich in ihrem Körper aufbaute, denn ihr war es plötzlich wie Schuppen von den Augen gefallen: Wenn die Tatsache, dass sie ein Freak war, bedeutete, dass sie als Einzige im Raum bemerkte, dass ihr Lehrer ein absoluter Blödmann

war, dann wollte sie gern ein Freak sein und auch noch stolz darauf. In diesem Moment wählte sie bewusst das einsame, überlegene Leben eines Freaks. Es war ein Leben, das sie ohnehin schon führte, aber jetzt akzeptierte sie es auf der Grundlage, dass es besser war, allein zu sein und recht zu haben, als zusammen mit Freunden dumm zu sein.

Das war das Credo, unter dem ihre ganze Existenz Gestalt annahm, das Mantra, das sie während der gesamten Schulzeit bis zur Highschool aufsagte, wann immer ihre Mutter sie fragte, ob sie Schwierigkeiten habe: sie habe nie Freunde zu Besuch, bitte niemals darum, ins Kino oder Einkaufszentrum gefahren zu werden. Besser einsam und wissend als dumm mit Freunden, pflegte sie sich dann zu sagen, und antwortete Mona, dass die anderen Jugendlichen uninteressant seien. Sie werde von ihnen nicht verstanden, und es mache keinen Sinn, so zu tun, als läge ihr etwas an so unwichtigen Dingen wie, wer kommt mit wem zum Klassentreffen oder wer hat was auf Facebook gepostet und anderem langweiligem Blabla.

»Sie können doch nicht alle so schlimm sein«, antwortete Mona dann darauf. »Auch bei mir in der Klasse gab es jede Menge Langweiler, aber es gab nichtsdestotrotz ein paar Seelenverwandte. Du musst nur herausfinden, wie ihr einander erkennt.« Abgesehen davon, dass Oneida das kaum glauben konnte, störte sie sich an der Unterstellung ihrer Mutter, ihr Mangel an Freunden sei auf mangelhaftes Bemühen ihrerseits zurückzuführen. Was wusste ihre Mutter schon? Mona musste nicht Tag für Tag von einem Kurs in den nächsten hetzen, sich mühsam wachhalten und Interesse zeigen, obwohl sie sich doch viel lieber mit einem Buch verkrümelt und sich selbst das beigebracht hätte, was sie wirklich wissen wollte – nämlich zufällig *alles*, was aber, da war sie sich ziemlich sicher, im Lehrplan der Ruby Falls High nicht vorgesehen war.

Aber dann zog in ihrem zweiten Jahr Andrew Lu hierher,

und Oneida verstand, was ihre Mutter mit dem Erkennen von Seelenverwandtschaft meinte.

Andrew Lu war bildschön. Er war Sportler mit einer Haut in der Farbe von Tee mit Milch und warmen dunklen Augen. Außerdem war er der einzige Asiat in der ganzen Schule, und es ging das Gerücht, er sei in China geboren und dort auch bis zu seinem achten Lebensjahr aufgewachsen. Er sprach drei Sprachen – Englisch, Chinesisch und Französisch. Er schrieb sich für Cross-Country ein, dem Herbstsport für geschickte Sportler, und wenn er durch die Aula lief, umgab ihn sein Coolsein wie eine Aura. Für Oneida war es unbegreiflich, wie jemand, der noch keine achtzehn war, sich in seiner eigenen Haut derart wohlfühlen konnte wie Andrew Lu. Sie beneidete ihn. Er faszinierte sie. Sie wollte ihn fragen, wie er das anstellte: Wie konnte er derart selbstsicher und doch so *anders* als alle anderen sein?

Sie besuchten denselben Kurs für amerikanische Geschichte, und Oneida, die drei Reihen links hinter ihm saß, wartete den ganzen Kurs über nur darauf, dass er eine von Mrs. Dreyers Fragen beantwortete. Dazu hob er seine Hand, wobei ihr auffiel, wie glatt und muskulös sein Oberarm war, dann beantwortete er die Frage der Lehrerin korrekt und sicher, ohne zu stottern oder zu schwafeln oder zu sehr ins Detail zu gehen, wozu Oneida jedes Mal neigte, wenn sie aufgerufen wurde, weil Dreyer der Meinung war, sie zeige nicht genug Beteiligung am Unterricht. Eines Tages, nachdem Oneida erzwungenermaßen eine knappe Abhandlung über die Whiskey-Rebellion vorgetragen hatte, drehte Andrew Lu sich tatsächlich um, suchte Blickkontakt und lächelte. Oneida fühlte sich, als habe man sie an einen Generator angeschlossen – ihr ganzer Körper stand unter Strom. Und dabei machte sich bei ihr aufs Heftigste ein Hunger bemerkbar, von dessen Vorhandensein sie bisher nichts gewusst hatte. Schmollend und heulend, weil



Kate Racculia

Schneekugeln am Strand

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-38068-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juli 2013

Mona Jones führt mit ihrer Tochter Oneida ein beschauliches Leben in einer Kleinstadt, bis sich eines Tages ein merkwürdiger Fremder in ihre Pension einmietet. Er scheint in tiefer Trauer gefangen und schließt sich tagelang in seinem Zimmer ein. Behutsam verschafft sich Mona Zugang zu Arthur und spürt plötzlich, dass er ihr Herz auf eine Art und Weise rührt, die sie verloren zu haben glaubte. Aber dann droht eine alte, nie abgeschickte Postkarte, adressiert an Mona Jones in Ruby Falls, ein sorgsam gehütetes Geheimnis ans Tageslicht zu bringen, das Mona unbedingt vergessen wollte ...